Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

27. Jahrgang. März 1916. No. 3.

Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Luc. 18, 31.

Dieses Wort Jesu an seine Jünger schreibt die Kirche über den Eingang zur Passionszeit; ein rechter Christ schreibt es auch gern über sein ganzes Leben. Jesus führt die Seinen gewöhnlich doch erst den Leidensweg, der freilich nicht mündet in das abtrünnige Jerusalem Israels, sondern an den Perlentoren des Jerusalem, „die da ist unser aller Mutter", die ewige Heimat aller Gotteskinder. Wie aber die Jünger Jesu Leidensverkündigung nicht fassen konnten, so bleiben manchem heute noch Gottes Wort und Wege rätselhaft; er wird sie erst verstehen, wenn alles vorüber ist und der Herr alle Tränen abgewischt und einen klaren Blick gegeben hat. Den Jüngern ging das Verständnis ab, weil das Leiden und Sterben des Herrn ihren Erwartungen schnurstracks zuwider war. Ihre Pläne stimmten nicht mit Gottes Plänen. Wären sie ganz ohne Vorurteil und Eigenwillen gefolgt, so wäre ihnen Jesu Leidensgang sofort ein umso größerer Segen gewesen und ihnen wenigstens des Schmerzes Bitterkeit erspart geblieben. Das liegt aber auch in dieser Führung hinauf gen Jerusalem, — die Vernichtung rein irdischer, menschlicher Gedanken und Hoffnungen. Wohl dem, der damit von vornherein rechnet, wenn er Jesu Ruf und Führung folgt! Jesus geht voran. Er tritt schützend zwischen die Seinen und die Rotte und erhält die Seinen, ob er nachher sie gleich sendet wie Schafe mitten unter die Wölfe. Er hat für sie gebeten, daß in der schwersten Anfechtung ihr Glaube nicht aufhöre und hat für alle Zeiten das Wort gesprochen: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Selbst der Menschen Bosheit muß den Seinen zum Heil gereichen und die Verfolgung zur Ausbreitung seines Reiches dienen. Gerade auf der Höhe ihres Triumphs, bricht Gott der Feinde Macht. Wir werden deshalb weder innerer Anfechtung noch äußeren Leiden erliegen müssen. Der Herr führt uns unfehlbar und sicher hinauf gen Jerusalem, in die Stadt des Friedens, der ewigen Wonne, der seligen Gemeinschaft aller, die aus großer Trübsal gekommen sind und überwunden haben durch des Lammes Blut. Darum gilt's, im Leiden nicht weich und bei schweren Führungen nicht mutlos werden. Der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden zu unserem Heil und seiner Ehre!

Segnungen des Krieges.

(Fortsetzung.)

Wie haben sich nun die Arbeiterinnen des nationalen Frauenvereins in ihrer Arbeit bewährt? Wir waren besonders gespannt, wie sich das Zusammenarbeiten mit den sozialdemokratischen Frauen gestal-

ten würde. Es übertraf weit unsere Erwartungen. Wo sich Schwierigkeiten zeigten, wurden sie immer zum Vorteil der Arbeit gelöst. Oft waren die sozialdemokratischen Mitglieder besser befähigt, die Hilfsbedürftigen zu verstehen als die Frauen der bürgerlichen Parteien; doch fehlte es ihnen häufig an der Objektivität des Urteils. Beide Parteien lernten von einander und ergänzten sich gegenseitig. Meinungsverschiedenheiten gab es natürlich genug. Die hätten auch nicht gefehlt unter den Gliedern derselben Partei. Aber man verstand sich bald wieder. Der vaterländische Frauenverein ist stolz darauf, daß er als eine der ersten Organisationen dem Worte des Kaisers entsprach: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche."

Eine andere Frage ist: Wie arbeiten Männer und Frauen zusammen? Sie hatten nicht überall gemeinsame Beratungen. Die Männer wünschten häufig, ihre Konferenzen allein zu halten; den Frauen wurde hernach das „Nötigste" mitgeteilt. Aber wo immer die städtische Kriegskommission mit dem vaterländischen Frauenverein gemeinsam beriet, wie z. B. in dem Komitee, zu welchem zu gehören ich das Vergnügen habe, zeigten sich gewisse Züge, die als typisch angesehen werden können. Die Frauen waren unternehmend, die Männer zögernd; die Frauen drängten vorwärts, die Männer waren vorsichtig und berechnend. Die Frauen unterschätzten oft die Schwierigkeiten, die Männer sahen sie öfters durch das Vergrößerungsglas. Im ganzen jedoch war die Zusammenstellung eine sehr glückliche. Das Neue der Lage verlangte einerseits Unternehmungsgeist und Wagemut, andererseits war es gut, daß wir öfters verhindert wurden, Dinge zu unternehmen, die nicht praktisch oder zu kostspielig gewesen wären. Eine Frage von großer Wichtigkeit war, wie sich die freiwilligen Helferinnen bewähren würden, die sich vom ersten Tage an zur Mithilfe herbeidrängten. Sie kamen von allen Bevölkerungsklassen und jedem Alter: Hausfrauen, die glaubten, die nötige Zeit erübrigen zu können, Töchter, die plötzlich die Leere ihres bisherigen Lebens fühlten, studierte Frauen, die ihre Beschäftigung nun während des Krieges aufgeben wollten oder mußten — alle wünschten mitzuhelfen bei der Arbeit. Viele wurden angestellt; im September vom Berliner Zweig allein 600 neue Assistenten. Sie haben sich glänzend bewährt und wir wissen, daß sie aushalten werden, bis der Krieg zu Ende ist. Die Arbeit ist keineswegs leicht, sondern reich an Mühe, Zeitverlust und Enttäuschungen. Trotzdem haben viele innere Befriedigung und Belohnung in dieser Arbeit gefunden.

Und was war unsere Erfahrung mit den Soldatenfrauen? Das erste, was uns auffiel, war die ergreifende Willigkeit, mit der sie einander beistanden, besonders während der ersten zwei Wochen, wo die Kriegsunterstützungen noch nicht flüssig waren und bittere Not in manchen Familien herrschte. Aber Freunde und Nachbarn halfen einander in wirklich bewunderungswürdiger Weise. Anderseits machten wir die Entdeckung, daß die Frauen noch viel zu lernen haben in systematischer und sparsamer Führung ihres Haushalts.

Alle diese Erfahrungen bestärken uns aufs neue in der Ansicht, daß ein Dienstjahr für Frauen ein wirkliches, dringendes Bedürfnis ist. Jedes Mädchen sollte zwischen ihrem 14. und 20. Jahre dazu

verpflichtet sein. Das erste Halbjahr sollte den einfachsten, allgemeinen Haushaltungsarbeiten gewidmet sein. Im zweiten Halbjahr konnten dann die Einzelnen in verschiedenen Zweigen praktischer Arbeit noch besonders geschult werden. Die Verwirklichung dieses Planes würde eine Menge Vorteile in sich schließen. Erstens würden wir ein Jahr physischer Kräftigung und Schulung für unsere Mädchen gewinnen. Zweitens würde dieses Jahr auch für die Schülerinnen der höheren Schulen sehr nützlich sein. Sie werden in den nächsten Jahren doch jedenfalls auf das bisher so beliebte Jahr in einer „finishing school" in Brüssel, Eastbourne, oder Paris verzichten müssen. Drittens, wir brauchen für die Erziehung unserer Frauen, was ihnen so oft fehlt, mehr Disziplin — sogar mehr Drill. Sie sollen Teil haben an dem viel verachteten Militarismus, der jetzt so herrliche Früchte für uns bringt. Wir glauben, daß die nötige Unterordnung, der unbedingte Gehorsam, die Pflichterfüllung und Genauigkeit bis ins Kleinste ebenso wertvoll sind für die Zukunft unserer Töchter, wie für diejenige unserer Söhne. Viertens, jederman, der im Heer dient, betrachtet es als einen Vorteil, daß ihn das Dienstjahr mit den verschiedenen Klassen der Bevölkerung in Berührung bringt. Es bereichert seine Erfahrung und erweitert seinen Gesichtskreis. Die Frauen würden denselben Gewinn haben, sie würden ein besseres Verständnis gewinnen, das in tausend Fällen die Kluft zwischen ihnen und ihren Schwestern überbrücken würde. Wie oft ist z. B. das Dienstbotenproblem nur darum ein solches, weil die Hausfrau keinen Begriff hat von dem Leben und den Gedanken ihrer Dienerschaft.

Der Haupteinwand gegen den Plan ist, daß er zu kostspielig ist. Daß er sehr viel Geld kosten wird, ist außer Frage; aber nur das ist zu teuer, das mehr kostet als es nützt. In diesem Sinn ist das Dienstjahr nicht zu teuer.

Noch müssen wir der Frauen gedenken, die in aller Stille ihren Platz in ihrem Heim ausfüllen. Gewiß tun sie nicht weniger als die draußen arbeiten, denn ihr Dienst ist von der allergrößten Wichtigkeit. Werden in jeder Familie die Haushaltsfragen in rechter Weise gelöst, so sind sie es für das ganze Reich. Dabei sollte in jedem Hause ein offenes Auge für die Außenstehenden sein, mit denen man im Haushaltungsbetrieb in Berührung kommt, z. B. die Waschfrau, der Zeitungsjunge usw. Viele Fälle von Not und Hilflosigkeit schlüpfen durch das dichteste Netz sozialer Fürsorge. Hier ist das Feld für private Wohltätigkeit. Würde jedes Haus darin das Seine tun, das wäre die wirksamste Unterstützung öffentlicher Hilfeleistung. Wir alle fühlen jetzt ganz besonders das Bedürfnis nach Licht und Wärme, wir schließen uns enger aneinander und versuchen uns gegenseitig zu stützen. Darum muß das Haus eine Quelle von Licht und Wärme sein für alle, die aus Kälte und Dunkelheit in dasselbe treten.

Damit berühren wir den tiefsten Punkt in dem Problem „Der Krieg und die Frauen". Dieses Problem kann nur durch moralische Kräfte gelöst werden. Wir können nicht die Schrecken des Krieges aus der Welt schaffen, aber wir können manchen Dorn abbrechen. Zum Beispiel, wir sollten lernen in dieser Zeit unseren Mitmenschen

mit besonderer Zartheit und Rücksicht zu begegnen. Jederman von uns hat jetzt Wunden zu tragen, manche sind sichtbar und unseren Freunden bekannt, von anderen weiß niemand. Sie schmerzen umso tiefer. Und weil wir nicht wissen, wie viel unsere Nachbarn links und rechts leiden, muß die zarteste Rücksicht walten. Jedes unfreundliche Wort ist jetzt doppelt unfreundlich, jede rauhe Berührung doppelt rauh. Das meint aber nicht sentimentale Weichlichkeit. Wir brauchen einen unbezwinglichen Optimismus. Und wenn wir jede Nacht darum ringen müssen, jeder Morgen sollte uns aufs neue frisch, entschlossen, ja sogar heiter sehen. Wenn gesagt wurde, es würde schließlich die Nation gewinnen, welche die besten Nerven hat, so gilt das nicht nur von denen draußen in den Schützengräben, sondern auch von denen daheim. Ein steter Strom des Vertrauens und der Zuversicht muß von uns zu denen draußen fließen. Niemand sage uns, Hoffnung sei die Stütze der Schwachen. Wir glauben, daß sie ein Ausdruck der Stärke ist. „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein."

Es war immer unsere Ueberzeugung, daß die Hauptaufgabe der Frauen die Erziehung des kommenden Geschlechtes ist. Im höchsten Grad wird dies die Aufgabe der Frauen der Gegenwart sein. In zahllosen Häusern müssen die Knaben und Mädchen jetzt nur unter weiblichem Einfluß aufwachsen. Alle Fähigkeiten der Frauen sind in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen. Die Frauen unserer Zeit sind stolz darauf und dankbar dafür, daß ihnen Bildungsmittel zugänglich gemacht werden, von denen sich frühere Generationen nichts träumen ließen. Jetzt muß sich zeigen, was wir gewonnen haben. Nur in dem Maße als das Erworbene dem kommenden Geschlecht zugute kommt, kann es als wertvoll geschätzt werden.

Unsere Soldaten gehen in den Tod für die Ideale, die dem deutschen Herzen teuer sind. Die deutsche Frau, wie sie sein soll, gehört auch zu diesen Idealen. Unsere Verantwortlichkeit wächst mit jedem Hügel, der sich auf den Schlachtfeldern in Frankreich und Rußland wölbt. Wir müssen dafür sorgen, daß das Blut der Edlen nicht vergebens fließt. Wir müssen das sein, als was wir unsern Besten auf den Schlachtfeldern in ihren besten Stunden erscheinen; nur dann können wir ohne Bitterkeit trauern um unsere Toten, nur dann haben wir ein Recht, die Lorbeerzweige darzubringen den heimkehrenden Siegern."

Soweit Dr. Harnack. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in ihren Ausführungen den Ausdruck der Stimmung sieht, die jetzt die deutsche Frauenwelt erfüllt. Was aber ist das Ideal, das ihnen in der Zeit bitterer Not zum alles beherrschenden geworden ist? Es ist das Ideal des Dienens in hingebender, selbstloser Liebe; und das ist auch das Diakonissenideal. Daß so viele Frauen in dieser schweren Zeit darin einen neuen Inhalt ihres Lebens gefunden haben, darf auch zu den Segnungen des Krieges gerechnet werden.

Aus europäischen Diakonissenhäusern.

Dieselben sind natürlich alle mehr oder weniger durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen. Alle haben einen Teil ihrer Schwestern

zur Pflege der Verwundeten abgegeben. Das verursacht manche Lücke in der Besetzung der regelmäßigen Arbeit. Auch sind eine Anzahl Schwestern in der Ausübung des anstrengenden Dienstes erkrankt. „Die Krieger wissen es zu schätzen, daß die Schwestern draußen pflegen. Zum Teil tun sie ihren Dienst unter dem Donner der Kanonen, nicht fern von den kämpfenden Heeren." Das Diakonissenhaus in Karlsruhe bittet die in der Heimat, daran zu denken, „wenn das Entbehren von Schwesternhilfe in Krankheitsfällen schmerzlich empfunden wird."

Doch muß die regelmäßige Arbeit, so gut es geht, weitergeführt werden. Speier meldet 29. Eintritte im letzten Jahr, dem aber ein Verlust von 19 gegenübersteht.

Für die verwundeten und kranken Krieger wurden überall besondere Weihnachtsfeiern veranstaltet. Davon wird aus dem Stuttgarter Diakonissenhaus berichtet: „Wie voriges Jahr lagen unter dem Christbaum die Schwerverwundeten auf ihren Liegestühlen und schauten freudig bewegt in die strahlende Pracht des Christbaums, während die anderen rechts und links die sechs ersten Kirchenbänke füllten. Die Verlesung des Weihnachtsevangeliums und Ansprachen wechselten mit Gesängen der Gemeinde, eines Soldaten- und eines Schwesternchors. Nachher eilte, was gehen konnte, mit den in patriotischen Farben leuchtenden Päckchen im Arm, seiner Abteilung zu, wo dann beim Auspacken die Freude über all die nützlichen und niedlichen Dinge lebhaften Ausdruck fand. Eine gütige Hand hatte jedem Feldgrauen ein schönes Neues Testament auf sein Tischchen legen lassen, das auf dem Deckel in goldenen Buchstaben die Inschrift „Weihnachten 1915" trug. Man kann die schönen Büchlein bei manchen schon in fleißiger Benützung sehen."

Von den Mühseligkeiten der Arbeit auf den Etappenstationen bekommt der durch Wasserleitung und dergleichen Bequemlichkeiten verwöhnte Mensch einige Vorstellung, wenn es in einem Schwesternbericht heißt: „An Arbeit fehlt es uns zurzeit nicht, doch ist es mehr Haushaltungsarbeit. Früher durften die Offiziere ihre Burschen mitbringen, jetzt ist es verboten, und so bin ich Mädchen für alles: Ofenheizen, Zimmeraufwaschen usw. Das ist ja nicht schlimm, nur etwas erschwert, weil wir alles Wasser am Fluß holen und wieder dahin tragen müssen."

Von einem Gottesdienst draußen im Osten erzählt eine der Stuttgarter Schwestern: „Am Sonntag durfte ich den Hauptgottesdienst in der Stadtkirche besuchen. Dazu laden keine Glocken mehr ein; die Russen haben sie alle mit fortgenommen. Die Gottesdienste werden durch große Plakate bekannt gemacht. Ich kam viel zu spät und mußte unter der Tür stehen bleiben, denn die Kirche war übervoll, meist von Militär. Kräftig erscholl der Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott", dann folgte ein freies Gebet des Feldgeistlichen und eine gewaltige Predigt. Zum Schluß hieß es: „Spalier stehen, Hindenburg kommt mit seinem Stab!" Auch Prinz Joachim war dabei. Hindenburg sah recht ernst aus, als er aber uns Schwestern so dastehen sah, mußte er lächeln."

Karlsruhe meldet den Rücktritt seiner Oberin, Schw. Sophie

Stiehl. Sie legte wegen schweren Herzleidens ihr Amt nieder. An ihre Stelle trat Schw. Luitgart, Gräfin zu Solms-Laubach, die seit einer Reihe von Jahren als Johanniterschwester die Diakonissenarbeit kennt und sich zuletzt in den deutschen Lazaretten in Polen betätigt hatte.

Eine Schwester aus dem Diakonissenhaus Friedenshort in **Miechowitz**, Oberschlesien berichtet aus ihrer Arbeit bei der Einrichtung und dem Betrieb von Soldatenheimen in Rußland. Auch für Belgrad, Semendria und Konstantinopel sind solche geplant. Sie nennt es „eine herrliche und notwendige Missionsarbeit," und fügt hinzu: „Wenn wir den Soldaten, die die Heimat so sehr entbehren, die Heimat bringen, ihnen deutsche Sauberkeit, Gemütlichkeit, deutsches Leben hinaustragen, dann ist das Vaterlandsdienst, und wir helfen die Soldaten vor den Gefahren schützen, die überall ihre Schlingen und Fangarme ausstrecken und denen gerade die Heimwehkranken leicht erliegen." Den Betrieb in dem Heim in Bialystock beschreibt sie folgendermaßen: „Das Heim öffnet um 7 Uhr seine Pforten und bald sitzen Soldaten an allen Tischen hinter dampfenden Kaffee- oder Teetassen. Für 10 Pfennige (2½ Cents) bekommt einer eine große Butterschnitte, für 20 Pfennige eine belegte. Wenn die Post mit der 24 Stunden alten Berliner Zeitung um 10 Uhr kommt, sind im Lesesaal schon alle Plätze voll. Die Tische im Spiel- und Schreibzimmer werden den ganzen Tag nicht leer. Der gewöhnliche Wochentag bringt im Durchschnitt 800 Poststücke. Gegessen und getrunken wird den ganzen Tag und auch geschlafen. In einem verborgenen Zimmer sind einige Betten, die selten leer sind. Auch für die Nacht begehrt manch einer ein solches, und oft sind 2 und 3 mehr da als Betten. Dann liegen sie in den Zimmern, oft furchtbar unbequem, aber so dankbar, und träumen gewiß von daheim. Neulich lag einer in einem Schaukelstuhl und Rohrstuhl in einer fast unmöglichen Stellung, aber er sah so zufrieden aus. Die Nachtplätze sind oft schon mittags vergeben, über manches Gesicht fliegt ein Sonnenschein bei der Aussicht auf eine ruhige Nacht.

Das Mittagessen ist täglich eine große Schlacht. Unangemeldet und furchtbar hungrig kommen sie von 12—3, ja halb 4 Uhr, und wie manchmal kommt aus der Küche die Botschaft, jetzt seien nur noch 10 Portionen da. Die liebe deutsche Köchin bringt es dann aber doch nicht fertig, auch nur einen Grauen hungrig zu lassen, und ich erlebte zwei besonders große Tage, an denen ich nicht nur die 10 letzten, sondern nachher noch die 13 allerletzten Portionen verteilen durfte. Und dann kam das Fräulein und sagte, wenn noch einer käme, würde sie es möglich machen, ihn auch noch zu speisen. Der Kaffeeapparat ist den ganzen Tag im Gang und fördert die Gemütlichkeit schon durch seinen Duft. Eine sehr nette Einrichtung ist die sogenannte kriegsstarke Portion für die doppelt Hungrigen. Wer nur für die einfache Geld hat (20 Cents), bekommt sie vom Liebesgabenfonds, den das Heim hat. Einen Hungrigen zu sättigen ist eine große Freude. Man geht in den Pausen des Austeilens umher und spricht mit den Einzelnen. Da kann man den Leuten viel Liebe erzeigen. Neulich kam schnell ein Wachtmeister. Er hatte einen Gefangenen transportiert und

keine Zeit, da gab er mir die Adresse seiner Frau, 30 Mark und zwei Tafeln eilig gekaufter Schokolade. Ich sollte es an die Frau senden und auf die eine Tafel schreiben: meiner lieben Mimi zum Geburtstag, auf die andere: für die Jungens, Mimi habe Geburtstag und werde neun Jahre alt.

Jeden Abend gibt es einen Vortrag und jeden Mittwoch ist Diskussionsabend, immer voll und sehr beliebt. Ich erlebte: Schwäbschen Liederabend, Wind und Wetter von einem Geologen und Mathematiker, humoristischen Abend, Reuterabend, „Daheim und Draußen" von Pastor Th., Schiller-Abend, den ausgezeichneten Vortrag vom Grafen L. über den Südost-Kriegsschauplatz. Zugehört habe ich nur bei diesem und Pastor Th., sonst hatte ich keine Zeit. Der Rabbiner und der kath. Divisionspfarrer sprachen auch. Um 8 Uhr ist jeden Abend kurze Andacht und Sonntags Bibelstunde, immer sehr besucht. Zuweilen spielt auch einer ein Lied auf dem Harmonium und andere singen dazu. Man sieht kein Plakat mit „Verboten", das ist nicht notwendig. Das Piano im Spielzimmer wird auch sehr eifrig benutzt.

Im Heim No. 4 in Praga haben wir 2 recht gute Klaviere und ein großes Harmonium. Die Einrichtung dieses Heims ist nahezu vollendet. Es wird, so weit wir sehen, das gemütlichste, und die Landstürmer dort freuen sich schon. Der Russenschmutz war unbeschreiblich, aber nach sechs Stunden fester Arbeit mit Gefangenen, Soldatenhandwerkern und Scheuerfrauen blitzte schon ein ganz anderer Grund. Wenn der Pope, der dort wohnte, die Wohnung jetzt sähe! Alles zum Träumen verwandelt. Oefen neu gesetzt und die Möbel — die früher bei General Almasow standen — für die Barbaren hingebracht.

Slonin und Wolkowosk, später Baranowitschie sind uns aufgetragen, wir können aber nicht hin, die Bahn ist noch nicht fertig. So Gott will, fahren Pastor Th. und ich heute Abend nach Grodnow. Aber hier draußen ist nie etwas gewiß, und plötzlich findet sich dann andere Arbeit."

Das Diakonissenhaus Bethanien zu **Kreuzburg** in Oberschlesien liegt gar nicht weit von der russischen Grenze. Ein russischer Einfall schien fast unvermeidlich, und man hatte sich schon „unter Zittern und Zagen" fertig gemacht, auf den Bergen Zuflucht zu suchen. Es war nicht nötig und der Jahresbericht rühmt mit innigem Dank gegen Gott (wir danken es ihm tausendfach und werden es ihm noch danken, so lange unser Blut im Laufe geht), daß die Arbeit weiter gehen konnte und die schöne Anstalt nicht dem „grimmigen Feinde" überliefert werden mußte.

Es läßt sich denken, daß man sich unter diesen Umständen mit ganz besonderer Hingabe der Hilfeleistung bei den Verwundeten widmete. Das Lazarett des Diakonissenhauses erhielt immer diejenigen die die schlimmsten Verletzungen hatten, weil es das einzige in der Umgegend war, das einen Röntgenapparat besitzt. Von der Arbeit sagt der Bericht: „Was ist das für eine dankbare Arbeit, wenn wir also denen dienen können, die mitgeholfen haben mit dem eigenen Leben, dem Vaterland die Freiheit zu erhalten. Und wie beschämend war es manchmal für uns unter solchem Dienst. Denn trotz der ärgsten Wunden, die sie aufzuweisen hatten, und trotz der langen Fahr-

ten, die vom Schlachtfeld her hinter ihnen lagen, haben wir doch nie Klagen aus ihrem Munde vernommen. Geduldig warteten die letzten bis die Reihe an sie kam. Und wenn sie dann ihrer schmutzigen Sachen entledigt, in der Badewanne gereinigt, vom Ungeziefer befreit, mit einem neuen Verband versehen und durch Speise und Trank erquickt, in sauberen Betten lagen, dann war es eine echt kindliche Freude, die die harten Männer erfüllte, und dann bekamen wir Gesichter zu sehen, wie sie in Friedenszeiten die Patienten nur selten zur Schau tragen." Es war ernste Arbeit, denn die Transporte kamen zu jeder Tag- und Nachtzeit, aber es war befriedigende Arbeit. Leider kam immer nur zu schnell der Befehl zum Weitertransport nach dem Inneren des Vaterlandes, weil die jüngsten Schlachten neue Wunden geschlagen hatten, die schneller Hilfe bedürftig waren.

Länger blieben die Typhuskranken, die in der Typhusbaracke und in unserem Isolierhaus Aufnahme fanden. Beispiele rührendster Dankbarkeit hat uns diese Arbeit eingetragen und uns in den Genesenen, die wir mitunter monatelang hegen und pflegen durften, einen reichen Lohn für alle ausgestandene Angst und Sorge gebracht. Gern gedenken wir dabei der Pfleglinge, die bei uns Einkehr hielten, als wir unter österreichisch-ungarischem Komando standen, die sich ihr Leiden auf dem serbischen Kriegsschauplatz geholt hatten. Manchen von ihnen mußten wir trotz sorgsamster Pflege die Augen zur letzten Ruhe zudrücken und ihren Leib auf dem hiesigen Gottesacker in fremde Erde legen, ohne daß wir ihnen trotz des Dolmetschers ein Trostwort sagen konnten. Manchen sehen wir aber auch neugestärkt wieder hinaus in die Ferne ziehen mit der Zusicherung bleibender Erinnerung und unauslöschlichen Gedenkens. Mehreren mußten wir einige Meter von dem Stoff verkaufen, von dem die Kleider und Schürzen der Schwestern gefertigt sind, weil ihre Frauen in der fernen Heimat sehen sollten, wie die Schwestern gekleidet waren, denen sie ihre neue Lebenskraft verdankten."

Bethanien in Kreuzburg verlor im letzten Jahre seine Oberin durch den Tod und hat noch keinen Ersatz gefunden. Es zählt 87 Schwestern und besteht seit 26 Jahren.

Anstaltschronik.

Seit dem letzten Bericht sind drei Frauen in unser Altenheim eingezogen: am 15. Feb. Frl. Antonie Ellebrecht, am 24. Feb. Frau Katharina Parkin und am 29. Feb. Frau Ernestine Sommer. Möchten sie sich darinnen recht wohl und heimisch fühlen!

In der Schule veranstaltete Schw. Bertha Reissig eine wohlgelungene patriotische Feier zu Ehren der Geburtstage von Lincoln und Washington, und am 6. März gab die Unterabteilung der Klavierschülerinnen, die unter Schw. Theklas Anleitung sich der edlen Kunst widmet, ein Konzert. Infolge eines Schneesturmes konnten nur wenige Zuhörer kommen, was wir um der Kinder willen sehr bedauerten, denn das Interesse, das ihren Bemühungen geschenkt wird, ist als Sporn und Ermutigung ihrer Arbeit von uns hochgeschätzt.